Ingenieur Horstmann.

...Roman von...

Wilhelm Hegeler.

(21. Fortsetzung und Schluß.)

In diesem Augenblick trat Bert ein. Er hatte einen schwarzen Rock an, eine große dunkle Kravatte, aber weder einen Fez auf, noch sonst ein Maskenzeichen. Er blickte sich hochmüthig um und nickte dann Anna zu, die angeekelt von der übermüthigen Lustigkeit, klaß im Sofa saß. Als ein Herr ihn heranwinkte, ging er auf diesen zu und unterhielt sich mit ihm.

Einen Augenblick schloß Anna die Augen vor unerträglichem Schmerz.

In der Secunde, wo sie Bert in der offenen Thür gesehen, hatte sie gefühlt, daß ihre Angst recht hatte. Er betrat dies Haus wie ein Fremder, der innerlich alle Beziehungen abgebrochen hat.... Sie schämte sich der Maskerade, sie hätte alle diese Leute hinauswerfen und sich selbst dies schreiende, beleidigende Costüm vom Leibe reißen mögen.

Als einige Minuten vergangen waren, ohne daß Bert die Unterhaltung abbrach, ging sie ihm entgegen. Am Spiegel vorbeikommend, glaubte sie zu sehen, wie ihr Gesicht ihr blaß und verzerrt entgegenstarrte. Sie zwang sich ein Lächeln ab und streckte Bert die Hand hin, die er an die Lippen führte.

„Wenn der Berg nicht zu Muhammed kommt, muß Muhammed zum Berge kommen!"

Der Offizier, mit dem Holleder sich unterhalten hatte, war aufgestanden und sagte:

„Denken Sie, gnädige Frau, unser Freund läßt sich nicht bereden, mit auf den Schwoof zu gehen. Dieser Mensch wird doch unheimlich solide!"

„Das finde ich sehr richtig!" sagte Anna.

Sie trat mit ihm in den Erker.

Im Salon war wieder Ruhe hergestellt. Der Strolch stand mit einem Pensionfräulein vor einem Bild, das sie, von ihren Malerinstinkten plötzlich fortgerissen, eifrig kritisirten. Der Polizeibüttel hatte einen Kreis von Damen um sich, denen er Steckbriefe entwarf. Die alten Römer rückten ihre kahlen Glatzen zurecht, legten die Toga in ernstere Falten, da gleich die Ermordung Caesars, wie es hieß, zum siebenten und letzten Mal, getreu nach Mommsens Geschichte, vor sich gehen sollte. Nur Frau Düsbach irrte umher. Sie hatte ihren Pompadour verloren, der wichtige Papiere enthielt.

„Ist was Besonderes passirt?" sagte Bert zu Anna.

„Nichts. Warum?"

„Ich dachte, weil Du mir schriebst, ich sollte kommen."

„Ich hatte Sehnsucht nach Dir, Du hast Dich ja eine Ewigkeit nicht sehen lassen!"

„Du weißt auch, warum! Die Leute klatschen... Uebrigens können wir hier unmöglich lange stehen. Das fällt auf."

„Laß doch die Leute! Komm heute Abend! Ich sehne mich nach einem vernünftigen Gespräch!"

„Unmöglich. Ich kann nicht. Ich will heute Abend auf den —"

„Auf den Ball in die Tonhalle, wolltest Du sagen?"

„Nein. Aber ich habe eine Einladung."

„Zu wem?"

„Zu Frau Oswald!"

„So!" sagte Anna, und sie fühlte, wie ihre Augen zu tanzen anfingen, und wie eine tödtliche Schwäche sie niederzog.

„Paßt Dir das etwa nicht?"

„Doch... ja... geh' nur hin, Du bist ja mit ihr verlobt."

„Lächerlich!" murmelte er.

„Ist das so lächerlich?" sagte sie schwach. „Jedenfalls gratulire ich Dir!"

Er wandte sich um, im Begriff, die Stufen hinunter zu gehen. Sie hielt ihn am Arm fest.

„Sag' mir ein Wort, Bert! Ob es wahr ist oder nicht? Ich will Klarheit! Ich werde Dir keine Vorwürfe machen. Du bist ja frei!"

„Das meine ich doch auch," murmelte er.

Anna sah ihn an und wurde todtenblaß. Sie setzte sich auf die Bank und fiel zusammen in dem bauschigen Costüm.

„Mach' keine Scene, Anna! Steh' auf! Ums Himmelswillen, die Leute sehen ja schon her!"

„Also es ist wirklich aus!" murmelte sie.

Im Salon war man im Begriff, die Ermordung Cäsars aufzuführen. Dieser war schon von einigen Getreuen auf die Schulter gehoben und hielt eine pathetische, mit düsseldorfer Ausdrücken gespickte Rede an sein Volk, während die Verschworenen heimlich ihre Messer wetzten.

Er verlor nicht sein liebenswürdiges Lächeln und machte Handbewegungen, als wenn er mit ihr in der angenehmsten Unterhaltung plauderte.

„Anna, mach' keine Scene! Du hast doch sonst immer mit Deiner Selbstbeherrschung geprahlt. Nimm Dich zusammen! Es ist ja alles nicht wahr! Zwischen Frau Oswald und mir ist nicht das Geringste passirt."

„Schick' doch die Leute fort!" bat sie, immer schwächer werdend.

„Zum Kuckuck nochmal, steh' auf!" sagte er rauh.

„Einen Augenblick! Es ist ja alles nichts... Es ist aus .... ja, geh nur, ich halte Dich nicht...."

Sie preßte die Hand gegen ihre mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn und fuhr über die straffe Seide, die von ihren langen Nägeln knirschte.

Bert zuckte die Achseln und wollte schon hinuntergehen, aber er blieb stehen, da er sah, daß im Salon etwas Besonderes vorgefallen sein mußte. Cäsar hatte plötzlich aufgehört zu gestituliren und starrte nach Jemandem hin, den Bert nicht erkennen konnte. Hauptmann von Dehwitz hatte das Bowlenglas, das er gerade angesetzt hatte, sinken lassen, seine stieren Augen traten unnatürlich aus seinem dunkelrothen Gesicht hervor.

Horstmann war eingetreten. Eine Weile hatte er vor seinem Haus gestanden, an dessen hell erleuchteten Fenstern bunte Costüme und fratzenhafte Gesichter auftauchten. Dann hatte er geschellt und war, ohne sich um das öffnende Mädchen zu kümmern, eingetreten. Nun ging er langsam in seiner greisenhaften Haltung, mechanisch den Hut abnehmend, durch den Salon und ließ die Augen umherschweifen. In der furchtbaren Aufregung dieses Augenblicks that er alles wie unter einem fremden Zwang. Er sah die Leute und sah sie nicht. Die, welche er suchte, hatte er noch nicht entdeckt. Die übrigen kümmerten ihn nicht.

„Was ist denn das?"

„J, der ist doch maskirt!" meinte der Orgelspieler.

„Das wäre ein schlechter Witz."

„Weiter im Text! Weiter!" rief Frau von Dehwitz, die nichts merkte. Dabei klatschte sie in die Hände.

„Aber stehen Sie doch auf!" flüsterte eine Dame ihr zu. „Ist das nicht Herr Horstmann?"

„Sind Sie auch echt, Onkelchen?" fragte im Diskant ein als Pensionärin maskirter Akademiker, indem er an Horstmann's Haaren zupfte.

Dieser erwiderte nichts, sondern ging weiter.

„Was ist denn das? Das ist ja keine Maske!" murmelte der Akademiker in seiner natürlichen Stimme erschrocken zurückfahrend.

„Alter Herr, was wollen Sie?" schrie Jemand.

„Kikeriki!" machte ein Anderer.

„Prosit! Prosit!" riefen welche und hielten die Gläser hoch.

Plötzlich stand Horstmann Nase gegen Nase vor Frau Düsbach. Diese stieß einen unterdrückten Schrei aus und fuhr zusammen, daß ihr der Pompadour wieder aus der Hand fiel. Horstmann ging hastig weiter zum Fenster hin. Vor dem Erker blieb er stehen und schob die schweren Seidengardinen zurück. In diesem Augenblick stand er vor den beiden. Er sah sie in diesem verrätherischen Halbdunkel in einer Stellung, die ihre Intimität verrieth. Aber jetzt, wo nichts ihn hinderte, sich auf sie zu stürzen, fühlte er nicht diesen Wuthschauer wie damals, als er sie auf dem Schiff zusammen gesehen hatte. Er schien Bert zu übersehen und nickte finster seiner Frau zu.

Sie starrte ihn an, mit blutlosem Gesicht, und erwiderte kein Wort. Holleder, den der erste Schreck festgenagelt hatte, wollte den Ingenieur jetzt beiseite schieben, um sich davon zu machen.

Im selben Augenblick aber zog dieser den Revolver. Doch ehe der Schuß losknallte, hatte Bert ihm einen Faustschlag versetzt, sodaß die Kugel in den Boden ging. Dann riß er ihm mit einem Ruck die Waffe aus der Hand und stieß ihn herunter.

Ein wilder Tumult entstand. Im Nu drängten alle Masken auf Horstmann, so daß er wie von einer Mauer umgeben war. Dehwitz, der aus dem Hintergrund nicht herankommen konnte, schrie:

„Festhalten! Zum Teufel, haltet ihn! Er ist verrückt!"

Alice schrie, Frau Düsbach kreischte, die Diener schrieen:

„Festhalten! Er ist verrückt! Haltet den Verrückten!"

Horstmann wurde von Entsetzen gepackt bei diesem Wort. Er vergaß alles andere und suchte zu fliehen. Die, welche unmittelbar vor ihm standen, wichen zurück, und hinderten so die Uebrigen. Immer lauter schrie Dehwitz: „Haltet ihn! Er ist verrückt!" indem er sich mit Fauststößen Platz zu machen suchte.

Schon wollte Bert Hand an den Ingenieur legen, als Frau Horstmann aufschrie:

„Loslassen! Rühr' ihn nicht an!"

In ihre gellenden Rufe mischte sich das Geschrei der anderen. Die Masken, die zunächst standen, wußten nicht, was thun; wenn Jemand den Ingenieur ergreifen wollte, schlug ein anderer ihm den Arm zurück. Der ganze Keil drängte nach der Thür, Horstmann mitschiebend. Plötzlich stand dieser auf dem Flur. Er stürzte hinaus. Aber das Geschrei: „Haltet den Verrückten!" tobte hinter ihm her. Der ganze Schwarm der Maskirten wälzte sich auf die Straße, während Horstmann, gejagt von dem Entsetzen vor neuer Gefangenschaft, in wilder Hast Reißaus nahm. Er wußte nicht, wohin er im Dunkel lief, hörte nur die Rufe, das Klappern der Stiefel auf seinen Fersen. Auch jetzt noch wollten die einen seine Flucht begünstigen und hielten die Verfolger zurück. Aber das Geschrei wurde immer lauter. Vom Corneliusplatz kam jetzt die Menge herbeigerannt, in der Hoffnung, daß es was zu sehen gebe. In wilden Sprüngen jagten Maskirte und Unmaskirte an Horstmann vorbei, daß ihnen der Schmutz um die Köpfe spritzte. Alles schrie jetzt wirr durcheinander:

„Haltet ihn! Den Dieb! O jöh! Schlaat ihn todt! Hurra! Feuer! Feuer!"

Dazwischen gellten Pfiffe, Schweinsblasen und Pritschen knallten. Jungen sprangen hoch in die Luft. Die beiden Parteien waren gegeneinander geprallt, einen Knäuel bildend. Dehwitz, der seinen Schwager nicht mehr sah, wurde hin und her gestoßen. Plötzlich wurde er von dem Haufen gegen das Gitter einer Häuserecke gedrängt. Dort sah er den Ingenieur zusammengebrochen auf der Erde liegen. Zwei Polizeibeamte, die von verschiedenen Seiten aufeinander zustrebend, mit schnellen Schritten herbeimarschirt waren, schafften sich jetzt mit Kippenstößen Platz und drängten auch zu dem am Boden Liegenden. Dehwitz richtete mit Hilfe der Pensionmutter, die im tiefster Baß fluchte, Horstmann auf und trug ihn in eine Droschke, die vom Corneliusplatz heranfuhr. Er selbst und einer der Schutzleute stiegen mit in den Wagen. Als der Schutzmann fragte, wohin, erwiderte der Hauptmann:

„Auf die Wache! Der muß eingesperrt werden!"

Die Gäste waren fort. Nur die beiden als Dienstmänner maskirten Maler kamen zurück und holten ihre Mordgeschichte ab. Anna, ihre Schwester und ihre Mutter saßen allein in dem Salon, in welchem noch alles wirr durcheinander stand. Alice und Frau Düsbach besprachen aufgeregt den Vorfall und die eventuellen Folgen. Etwa nach einer Stunde kam Dehwitz wieder. Er hatte seinen Schwager im Polizeigewahrsam gelassen und mit einem Revierbeamten alles geordnet. Es war nach Grafenberg telegraphirt worden, ob dort Platz sei. Jedenfalls würde Horstmann noch diesen Abend dorthin transportirt werden. Es war nur ein Attest des Geheimrath Zimmer nöthig, daß Horstmann ein gemeingefährlicher Geisteskranker sei. Dehwitz war schon bei dem Geheimrath gewesen, der aber erst in einer halben Stunde nach Hause kommen würde. Dann wollte er ihn noch einmal aufsuchen.

Anna sagte, sie fühle sich unwohl und wollte zu Bett gehen. Sie stand auf und ging hinaus, ohne den anderen die Hand zu geben. Ihr Zimmer verriegelte sie und setzte sich ans Fenster. Von der Straße klang noch immer das Schlagen der Pritschen herauf. Manchmal pfiff Jemand grell, und eine Stimme gröhlte: „O jöh, wat hammer Freud!" Anna hatte den Kopf aufgestützt und starrte an der buntgeblümten Seide ihres Costüms hinunter. Ihr Lächeln war bitter, ein unsagbar müder Ausdruck lag um ihre Augen.

Nach kurzem Ueberlegen steckte sie die Lampe an. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch und legte den Revolver ihres Mannes, den sie in die Tasche gesteckt hatte, neben sich. Ohne nachzudenken, warf sie folgende Zeilen auf's Papier:

„Herr Geheimrath! Mein Mann ist nicht verrückt. Wir haben Sie alle belogen, ich am schlimmsten. Seine Beobachtungen, die Sie für Wahnsinn hielten, sind alle richtig. Es ist mein letzter Wunsch, daß er freigelassen wird. Ich sterbe jetzt. Ich sehe keinen anderen Ausweg. Erfüllen Sie meinen Wunsch! Grüßen Sie meinen Mann, sagen Sie ihm, daß ich nicht glücklich war.

Ihre Anna Horstmann."

Sie klingelte und gab den Brief der Jungfer, mit dem Auftrag, ihn dem Geheimrath selbst zu geben.

„Soll ich gnädige Frau nicht erst umziehen?"

„Nicht nöthig!"

Sie drückte dem Mädchen, das sie gern gehabt hatte, die Hand, und befahl ihr, den Auftrag genau auszuführen.

Sie blieb lauschend auf dem Vorsaal stehen, bis sie die Hausthür gehen hörte. Dann verschloß sie das Zimmer und setzte sich auf ihren gewöhnlichen Platz. Den Kopf leicht aufgestützt, in derselben sinnenden und eleganten Haltung, wie sie in mancher Dämmerstunde hier gesessen hatte, blickte sie in den runden Spiegel an der Außenseite ihres Fensters, in dem sich die fernen Lichter des Corneliusplatzes spiegelten. Nach einigen Augenblicken ergriff sie mit geschlossenen Augen den Revolver, und während sie die Zähne zusammenbiß und den Kopf krampfhaft gegen das Stuhlkissen preßte, schoß sie sich in die rechte Schläfe. Als man von unten heraufgeeilt war und die Thür gesprengt hatte, lag sie schon in den letzten Zügen. Der Geheimrath Zimmer, der vor dem Haus mit Lotte und dem Wärter zusammengestoßen war, fand sie todt vor.

* * *

Es war gegen drei Uhr morgens. Bis Mitternacht hatte große Aufregung im Hause geherrscht. Eine Menge Leute waren ein und aus gegangen. Nun war man endlich zu Ruh gekommen. Nach langen Auf- und Abwandern hatte Frau von Dehwitz, die bei der Verstorbenen wachte, sich aufs Bett gelegt und versuchte in einem Buch zu lesen. Der Hauptmann lag im Zimmer nebenan. Er hatte vor Schreck, Kummer und Angst soviel Rothwein getrunken, daß er in einen bewußtlosen Schlaf gefallen war. Auch die Dienstboten waren in ihre Betten gekrochen, nachdem sie den Fall ein langes und breites besprochen hatten.

Die einzige, die noch vollständig munter war, war Frau Regierungsrath. In allem Hin- und Herrennen und Reden hatte sie die klarste Empfindung behalten. Nachdem der Geheimrath ihr Annas Brief gezeigt hatte, und er dann mit Fräulein Horstmann auf das Polizeibureau gegangen war, sah sie mit unheimlicher Deutlichkeit die Folgen der Affaire voraus. Der tollen Fastnacht würde ein übler Aschermittwoch folgen.

Ebenso ruhig und nüchtern, wie ihr Schwiegersohn betrunken war, sann sie nach, was zu machen sei. Und als sie das Richtige erkannt hatte, traf sie ihre Maßregeln. Sie schlich die Treppe hinunter in Horstmanns Arbeitszimmer und verbrannte einige kompromittierende Briefe. Dann entnahm sie dem Geldschrank alles, was an baarem Geld darin lag und that es in eine Kuriertasche, die sie fest mit einem Stück Wachstuch, das sie früher zu Prießnitzschen Umschlägen benutzt hatte, umwickelte. Darauf verließ sie das Haus.

Ganz vorn am Eingang, wo die Düssel unterirdisch weiterfließt, um dann in die Landskrone zu münden, befand sich ein dichtes Gebüsch. Sie duckte sich scheu, blickte sich noch einmal nach allen Seiten um und kroch dann hinein. Mitten in dem Gebüsch stand ein Faulbaum, der im Frühjahr weithin duftete, ein mächtiger Baum mit gesundem Stamm, der hier wohl noch eine Reihe von Jahren aushalten würde. An einer Stelle bildeten seine Wurzeln eine Knorpel, die aus der Erde hervorragte. Genau drei Hand breit von dieser dicken Knorpel entfernt, fing Frau Regierungsrath an zu graben. Sie legte ihr Packet hinein und füllte das Loch zu. Vier tiefe Glockenschläge klangen durch die Nacht, denen noch dröhnender fünf andere folgten, als sie endlich nach Hause eilte.

18.

Da der Geheimrath gutmüthig genug gewesen war, ein Attest auszustellen, daß Frau Horstmann in einem Anfall von Geistesstörung Hand an sich gelegt habe, wurde ihr ein kirchliches Begräbniß gewährt. Ein langer Zug von Leidtragenden folgte den Verwandten auf den Kirchhof. Diese zeigten sich am Grabe etwas nervös und warfen mit ziemlicher Hast dem Sarge die übliche Hand voll Erde nach. Noch am Tage der Beerdigung wurden Hauptmann von Dehwitz und Frau Regierungsrath in Untersuchungshaft genommen. Es stellte sich heraus, daß zwei Drittel von Horstmanns Vermögen nicht mehr vorhanden waren. Auf Veranlassung des Gerichts begab sich der Ingenieur in die Klinik eines Bonner Professors. Nach sechswöchentlichem Aufenthalt dort stellte der Professor ein Gutachten dahin lautend aus, daß, wenn Horstmann nach seiner ersten akuten Erkrankung überhaupt wieder geisteskrank gewesen sei, er jetzt jedenfalls gesund sei. Vor allem könne an seiner Dispositionsfähigkeit nicht gezweifelt werden.

Ehe Horstmanns Entmündigung von Gerichtswegen beschlossen werden konnte, mußte das Urtheil im Prozeß von Dehwitz-Düsbach abgewartet werden. Dieser Prozeß verbreitete, bevor er noch an die Oeffentlichkeit kam, ein großes Gerede in Düsseldorf. Auch Bert Holleder hatte seit einigen Wochen ein unangenehmes Bewußtsein. Doch ließ er sich nichts merken, zeigte sich überall da, wo er früher verkehrt hatte und sprach von Frau Horstmanns Tode mit Ausdrücken aufrichtigen Bedauerns. Aber je mehr von den früheren Ereignissen ruchbar wurde, eine desto stärkere Antipathie machte sich gegen ihn geltend. Selbst die Leute, die sonst nicht gerade heikel waren, gingen ihm aus dem Weg. Eines Tages, als er Frau Oswald besuchen wollte, wurde ihm mitgetheilt, die gnädige Frau sei abgereist. Adresse unbekannt. Nachdem Bert sich noch einige Wochen in Düsseldorf still herumgedrückt hatte, nur von Zeit zu Zeit vom Staatsanwalt und von seinen Gläubigern ins Gespräch gezogen, ergriff ihn ein gewisser Unmuth, und er sehnte sich nach Luftveränderung. Er ließ einen Trödler kommen, verkaufte, was zu verkaufen war, schloß dann seine Wohnung ab und schrief an die Thür: „Sic itur ad astra!" Darauf reiste er nach Paris ab.

Nachdem Horstmann aus der Anstalt zurückgekehrt war, bewohnte er mit seiner Tochter zusammen wieder das Haus in der Hofgartenstraße. Lotte theilte ihrem Vater mit, daß sie sich verlobt habe, er billigte die Wahl. Klaus Fernow kam jeden Tag, und das junge Paar suchte dem alten Mann das Leben so leicht wie möglich zu gestalten.

Aber am Tage der öffentlichen Verhandlung war Horstmann plötzlich verschwunden.

Im letzten Augenblick hatte ihn ein Grauen gepackt, vor den Richtern zu erscheinen und in langem Hin- und Herreden vor den Ohren der neugierigen Menge das auseinanderzusetzen, was das Unglück seines Lebens ausgemacht hatte. Er fand keinen Haß mehr gegen seine Feinde.

Nachdem Horstmann einiges Geld zu sich gesteckt hatte, ging er am Morgen, ohne seiner Tochter Adieu gesagt zu haben, auf die Bahn und löste ein Billet nach Elberfeld. Dort angekommen, schlug er den Weg nach Luringen ein. Es war ein weiter Weg. Er kam durch viele Ortschaften. Manchmal ruhte er sich aus. Dann wanderte er weiter, dem Lauf der Wupper folgend; er sah schwarze Rauchsäulen aus den Schloten steigen, er hörte das Zischen der Wasserdämpfe, das Schnurren der Räder. Er begegnete Fabrikarbeitern, die in dichten Trupps an ihm vorübergingen. Allmählich wurde das Wasser des Flusses heller, zu beiden Seiten der auf und absteigenden Chaussee erhoben sich mächtige Buchen und Eichen im ersten Grün. Aber ihn lockte nicht der Goldglanz in den jungen Blättern, nicht das Schmettern des Buchfinks, nicht der Jubelruf der aus den fernen Aeckern aufsteigenden Lerchen. Sein Blick war vorwärts gerichtet, in die Ferne. Er kannte ganz genau die Stelle, wo man die Brücke zum ersten Mal von der Chaussee aus erblicken konnte. Als er sich ihr näherte, fing sein Herz an zu schlagen, sein Schritt beschleunigte sich, ein Lächeln der Erwartung umspielte seinen gefurchten Mund. Aber als er dann an die Stelle kam — eine Steinbank stand hier unter einem Wallnußbaum hoch über dem Fluß, der in der engen Tiefe rauschte — blieb er enttäuscht stehen. Er spähte aus — er sah sie nicht. In seinem Inneren fing der Groll noch einmal an zu rumoren. Mit aller Kraft seiner müden Augen spähte er in die Ferne. Und dann erkannte er sie endlich: ganz schwach, ganz dünn wölbte sich der eiserne Bogen durch die sonnige Luft wie ein verdichteter Nebelstreif, gleich dem Gebilde eines Traums. Er stand lange in Betrachtung versunken. So hatte sie ihm vorgeschwebt in ihrem ersten, undeutlichen Bild, als er zuerst den Gedanken erwogen hatte, das waldige Thal mit einem einzigen Bogen zu überspannen, und jetzt schien es ihm, als hätte sie ihm immer so vorgeschwebt, schon in seinen Kinderjahren, schon in den Jahren seiner Knechtschaft, als wäre dies blaue Phantom das Bild, dem er nachgejagt war, sein ganzes Leben lang. Langsam schritt er weiter. Bei jeder Biegung der Chaussee tauchte das Bild deutlicher auf. Im Geist machte er alle Phasen ihrer Entwicklung noch einmal durch. Dann erblickte er auch das mächtige Schild mit den goldenen Buchstaben: 18 Luringer Brücke 81.

Gegen Abend hatte er das auf halber Höhe des Bergrückens gelegene Waldrestaurant erreicht. Auf der Terrasse waren noch die Tische gedeckt, Gäste saßen nicht mehr draußen. Als Horstmann Platz genommen hatte, kam ein Kellner.

„Wünschen Sie vielleicht ein Gläschen Bier?"

Da Horstmann nicht gleich antwortete, sondern unverwandt die Brücke anschaute, trat der Kellner hinter ihn und sagte nach einer Pause:

„Großartig, nicht wahr?"

Der Ingenieur nickte.

„Sie sind wohl hergekommen, um sich unsere Brücke anzusehen?" sagte der Kellner, wieder. „Originell ist sie ja, das muß man ihr lassen.... Also ein Gläschen Bier, nicht wahr?"

„Ja ein Glas Bier und was zu essen."

„Wenn Sie länger bleiben wollen, gehen Sie doch lieber hinein. Da sitzen Sie doch gemüthlicher."

Horstmann warf einen Blick auf die Thür — er kannte sie so gut, er kannte auch den großen Festsaal.

„Ich bleibe hier."

Der Kellner kam wieder mit dem Bier und der Speisekarte. Horstmann bestellte ein Butterbrot. Aber schon nach dem ersten Bissen verlor er den Appetit. Während der Gast aß, fühlte sich der Kellner veranlaßt, auf der Terrasse auf und abzugehen und sich seinen spärlichen Kinnbart zu kratzen, indem er von Zeit zu Zeit nachdenklich den einsamen Gast anschaute. Als dieser den Teller beiseit geschoben hatte und mit aufgestütztem Kopf in das Thal hinuntersah, kam er wieder an seinen Tisch heran:

„Wenn Sie sich mal die Brücke von unten ansehen wollen, brauchen Sie nur diesen schmalen Weg entlang zu gehen. Da können Sie sich überzeugen, wie hoch sie eigentlich ist. Von hier aus sieht sie ja nach garnichts aus. Aber sie hat doch gut ihre vierhundert Fuß Höhe, und dreihundert Fuß Länge."

„Ich weiß," murmelte Horstmann.

„Vielleicht nehmen Sie sich eine Photographie mit. Ausgezeichnete Aufnahmen vom besten Elberfelder Photographen, Flasche — wenn Ihnen der Name bekannt ist. Ich will Ihnen mal ein paar zeigen."

„Danke! Ich kenne das alles..... Bringen Sie mir lieber ein paar Cigarren."

Der Kellner kam wieder und brachte zwei Kisten zur Auswahl. Nachdem Horstmann eine Cigarre angesteckt hatte, stützte er den Arm auf und starrte von neuem die dunkler werdende Eisenkonstruktion an.

„Viele Millionen hat sie gekostet," sagte der Kellner im Vorübergehen.

Der Ingenieur nickte und rauchte weiter.

Der Thalgrund lag jetzt schon in grauer Finsterniß. Die Mühle mit ihrem verfallenen Moosdach war kaum noch zu sehen. Ueber dem Wasser bildeten sich Nebel, die sich langsam von wallenden Flocken zu einem weißen, langen Schleier verdichteten. Am Geländer der Brücke flammten nach und nach Laternen auf.

„Zwei Jahre haben sie daran gebaut. Ueber vierhundert Arbeiter! Während der ganzen Zeit ist nicht der kleinste Unglücksfall passiert."

„Wer hat denn die Brücke gebaut?" fragte Horstmann.

Einen Augenblick besann sich der Kellner. Dann erwiderte er:

„Der Staat."

Nachdem Horstmann bezahlt hatte, ging er den vom Kellner bezeichneten Weg hinunter, der durch tiefen Buchenwald führte, bis er ans Ufer der Wupper kam. Hier setzte er sich nieder, gegen die eiserne Wand des Brückenpfeilers gelehnt. Ueber ihm wölbte sich der eiserne Bogen. Er athmete tief auf, in dem Gefühl, daß er an die Stätte gekommen war, wo sein von Groll und Haß und Furcht ermüdetes Herz Frieden fand. Er lehnte den Kopf noch fester an. Es war ihm, als müsse er mit der Hand gegen das Eisen klopfen, wie man einem alten, braven Freunde auf die Schulter klopft.

In einer einfachen, großen Linie wie der Bogen, der sich über seinem Haupte wölbte, lag sein Leben vor ihm ausgebreitet. Jetzt, wo es zum Abschluß gekommen war, hatte er keinen Groll mehr. Von dort, wo aus der Höhe ärmliche Lichter blinkten, war er ausgezogen zur mühseligen Wanderschaft voller Wechselfälle und Schicksale. Alles hatte sich nicht so erfüllt, wie sein Traum es sich gedacht hatte. Aber das Beste war ihm doch beschieden gewesen. Er hatte wacker die Hände rühren dürfen, und die Spuren seines Wirkens vergingen nicht mit seinem Tode. Mochte man sich nun seines Namens erinnern oder nicht.

Unter ihm rauschte der Fluß, die Sterne blinkten, ein schwaches Säuseln durchschauerte manchmal die zarten Blätter. Er dachte an längst vergangene Zeiten. Kleine Einzelheiten fielen ihm ein aus seinen Kinderjahren, als er hier mit der Angelruthe am Wasser gesessen hatte und später, als er ein herumstromender Arbeitsbursche gewesen war.

In diesen Gedanken hätte er die ganze Nacht sitzen und träumen können. Aber als der Mond aufging, fiel ihm ein, daß es Zeit war, den letzten Weg anzutreten.

Langsam, da er wußte, daß er sich noch Zeit nehmen könnte, klomm er den steilen Bergrücken hinan. Bei jedem Schritt kamen ihm Erinnerungen an Vater und Mutter, an Kameraden. Er hatte den Bahndamm erreicht und schritt nun behutsam dem Gleise nach bis auf die Mitte der Brücke. Dann setzte er sich nieder.

Plötzlich, bei dem Gedanken an seinen Tod, fiel ihm Annas Ende ein, und er fühlte die wilden Schmerzen wieder erwachen. Wieder stand das Bild Hollebers vor seinen Augen, und wenn das Leben ihm einen Wunsch unerfüllt gelassen hatte, so war es der, daß er ihn nicht mit der Faust niedergeschlagen hatte. „Du Schuft! Du Hund!" murmelte er und ballte die Hände, in denen die Adern schwollen.

Aber da hörte er plötzlich aus weiter Ferne einen schwachen Pfiff. Gleich darauf war alles still. Er richtete sich auf. Den Hut nahm er ab, der Wind spielte mit seinem weißen Haar. Mit weit aufgerissenen Augen spähte er in in die Nacht. Ganz fern am Rücken des Berges sah er zwei glühende Punkte. Standen sie still? Bewegten sie sich? War es die erwartete? Da tönte der Pfiff noch einmal voller und stärker. Ihn durchrieselten brünstige Schauer, während er diesen Tönen lauschte, die ihm süßer und schöner klangen, als das hellste Lied einer Sängerin. Nun hörte er das Rollen der Räder, das sich weithin über die Schienen fortpflanzte. Er hatte eine Stelle zwischen zwei Laternen ausgesucht, wo es am dunkelsten war. Die beiden Augen kamen näher, weite Lichtstreifen auf die Eisenstränge werfend. Immer stärker das Brausen in der Luft, von fernem Rauschen zu betäubendem Donner anschwellend. Horstmann hatte sich erhoben und taumelte vorwärts, die Arme wie zum Willkomm ausgebreitet. Er wußte nicht mehr, was er that. Ein Schauer hatte ihn überwältigt, wie damals vor vielen, vielen Jahren, als die Eisenkolosse zum ersten Mal an ihm vorbeigerast waren. Und nun ein Aufschrei, der ihm durch Mark und Bein ging. Ganz nah gleich riesigen Sonnen die blendenden Lichter. Jetzt schnaubte das eiserne Thier heran. Er warf sich auf die Kniee. Da im letzten Augenblick schrie es noch einmal auf, markerschütternd, drei, vier Schreie hintereinander, wie ein lebendiges Wesen, das sich vor Entsetzen aufbäumt. Aber die Räder nahmen unaufhaltsam ihren Lauf und zermalmten den, der darunter lag.

Ende.